

229.

Im Moor

Alles geben gutes Lauff, Mouris und fideu behagen,
Den so nach Comandul, Suratt und Farsen fahen,
Doch hat uns die Natur Zehar braun und fchwarz gefarbt;
Doch ist die Tugendheit Uns gleichsam anwarts.



Die wundersamen Reisen des CASPAR SCHMALKALDEN nach West- und Ostindien 1642–1652

Nach einer bisher unveröffentlichten
Handschrift bearbeitet und herausgegeben
von Wolfgang Joost

Die Veröffentlichung der in der Forschungsbibliothek Gotha archivierten und unter der Signatur Chart B 533 registrierten Handschrift erfolgt mit freundlicher Genehmigung und Unterstützung dieser Institution. Herausgeber und Verlag sind dabei Herrn Dr. phil. H. Claus und Frau Dr. phil. M. Mitscherling zu besonderem Dank verpflichtet.

Wertvolle Informationen gaben weiterhin: Frau Dr. M. A. P. Meilink-Roelofs vom Algemeen Rijksarchief in 's-Gravenhage; Exzellenz M. Calábria, Botschafter der Republik Brasilien in der DDR; Herr Prof. Dr. W. Klose, Karlsdorf-Neuthard; Herr Dipl.-Ethn. R. Krusche, Museum für Völkerkunde Leipzig; Herr Dr. W. Zimmermann, Museum der Natur Gotha

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Schmalkalden, Caspar:

Die wundersamen Reisen des Caspar Schmalkalden nach West- und Ostindien 1642–1652/[Caspar Schmalkalden]. Nach e. bisher unveröff. Hs. bearb. u. hrsg. von Wolfgang Joost. – Weinheim:

Acta Humaniora, 1983

ISBN 3-527-17008-1

NE: Joost, Wolfgang [Bearb.]; HST

1. Auflage 1983

Lizenzausgabe für Acta humaniora der Verlag Chemie GmbH, D-6940 Weinheim

© 1983 Edition Leipzig, Verlag für Kunst und Wissenschaft

Buchgestaltung: Hans-Jörg Sittauer

Printed in the German Democratic Republic

Gesamtherstellung: Grafische Werke Zwickau

Redaktionsschluß: 29. 1. 1982

INHALT

VORBEMERKUNG

Seite 7

CASPAR SCHMALKALDENS REISE NACH WESTINDIEN

Von Amsterdam nach Pharnambuco in Brasil

Seite 9

Beschreibung der Brasilianer

Seite 10

Beschreibung der Tapoyer

Seite 18

Beschreibung des Niederländischen Brasiliens,
derer in demselbigen gelegenen Städte, Dörfer und Zuckermühlen
wie auch Seehafen, Flüsse etc.

Seite 23

Reise von Pharnambuco nach Baldivia in Chili

Seite 35

Und wieder im Lande Brasil

Seite 49

Reise von Pharnambuco nach Hollandt

Seite 81

CASPAR SCHMALKALDENS REISE NACH OSTINDIEN

Von Amsterdam zum Cabo de bona Esperanca
Seite 87

Von den Hottentotten
Seite 92

Vom Ursprung und Erbauung der Stadt Batavia
Seite 98

Jetzige Beschaffenheit der Stadt Batavia
Seite 102

Reise von Batavia nach Malacca und Achem mit
H. Joachim Rudolfs von Deutecom ao. 1647
Seite 106

Von den Sinesen, deren Kleidung, Sprache und anderen Gebräuchen
Seite 127

Reise von Batavia nach Tayonan auf der Insel Formosa 1648
Seite 140

Reise von Formosa nach Japonica
Seite 149

Hausreise von Formosa nach Batavia und von da
wieder nach Amsterdam
Seite 152

NACHWORT

Seite 161

ANMERKUNGEN

Seite 177

VORBEMERKUNG

Zu den Kostbarkeiten der Forschungsbibliothek Gotha gehört die handschriftliche Reisebeschreibung des Thüringers Caspar Schmalkalden, der als Soldat in holländischen Diensten in den Jahren 1642 bis 1645 Brasilien und Chile und kurze Zeit danach, von 1646 bis 1652, die niederländischen Besitzungen in Ostindien bereiste.

In seinem postumen Werk, das mit dieser Edition mehr als dreihundert Jahre nach seiner Entstehung erstmals gedruckt vorliegt, berichtet Schmalkalden nicht nur über seine Erlebnisse auf hoher See, sondern beschreibt darüber hinaus ausführlich die besuchten Gebiete, deren Menschen, ihre Sitten und Bräuche sowie viele tropische Pflanzen und Tiere. Das Gesehene wird durch zahlreiche Federzeichnungen, Aquarelle und Karten illustriert, was den Reiz des alten Diariums wesentlich erhöht.

Einstmals von dem berühmten Göttinger Naturforscher und Arzt Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf einer Gothaer Auktion erworben, kam die interessante, in Pergament gebundene Handschrift später in den Besitz des Gothaer Herzogs Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg, der sie am 14. September 1790 seiner Bibliothek (Chart B 533) auf Schloß Friedenstein einverleibte.

Mit der Erstausgabe der Reisebeschreibung Caspar Schmalkaldens wird eine weitere Quelle unseres kulturellen Erbes erschlossen. Sie stellt ein aufschlußreiches Dokument zur Kolonial- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts dar. Der Bibliophile oder Spezialist hätte vielleicht eine faksimilierte Ausgabe dieses Werkes gewünscht. Das war leider nicht realisierbar, und so mußte eine Möglichkeit gefunden werden, die ohne Aufgabe der Originalität weitgehend allen Lesern gerecht wird. Um die Besonderheiten des historischen Manuskriptes zu erhalten sowie keine Information zu verschütten, erfolgte eine annähernde Transkription und grundsätzliche Beibehaltung der Diktion. Korrekturen wurden nur im Sinne einer besseren Lesbarkeit vorgenommen. So bedeutet bei Schmalkalden in bestimmten Zusammenhängen z. B. das Wort „schlecht“ oft

„schlicht“ oder „fast“ svw. „sehr, tüchtig“. In den meisten Fällen ist die alte Schreibweise belassen worden, wie z. B. derowegen, fleucht, Capitain, Castell usw. Dies gilt besonders für alle geographischen Begriffe, für Personen-, Tier-, Pflanzen- und Monatsnamen. Ihre Berichtigung erfolgt, soweit nötig, bei den Anmerkungen. In der Handschrift nicht zu entziffernde Stellen werden mit . . . , unsichere Deutungen mit [?] und Zusätze des Herausgebers, berichtigte Artikel oder Präpositionen durch Einführung in [] kenntlich gemacht. Im Interesse des logischen Reiseablaufs und der Sachbezogenheit mußten an einigen Stellen Kapitel umgestellt werden. Die im Journal befindlichen Zeichnungen und Karten sind, soweit drucktechnisch reproduzierbar, in vorliegender Ausgabe enthalten. Die nur interpretierenden Charakter tragenden Anhangskapitel zu den Reisen und die zahlreichen Vokabularien blieben dagegen unberücksichtigt.

Trotz der großen Mühe, die die Vorbereitung eines so alten Manuskriptes zum Druck erfordert, war es dem Herausgeber als ehemaligem Schiffbauer und spätem Nachkommen einst flämischer Siedler ein Bedürfnis, diese umfangreiche Arbeit zu vollenden. Möge der geneigte Leser die Unterhaltung und Belehrung finden, die mir in der Phase der Entstehung des Buches zuteil wurde.

Wolfgang Joost

CASPAR SCHMALKALDENS REISE NACH WESTINDIEN

VON AMSTERDAM NACH PHARNAMBUCO IN BRASIL

Im Jahr Christii 1642. Donnerstag, den 16. Octobris meinen Kalenders, bin ich nebst anderen Soldaten, an der Zahl 36 Mann und 4 Weiber ohne das Schiffsvolk, in Texel zu Schiffe gangen. Das Schiff war kein Compagnie —, sondern nur ein Kauffardi-Schiff, Elephant genannt. Es war mit tannenen Teilen so vollgeladen, daß nur vier oder fünf Schuh hoch Raum bis an das Verdeck für der Soldaten Läger übrig war. Und weil es auch mit keiner Küchen versehen war, hatten wir wegen des Rauchs gar schlecht lagern. Unser Commandeur war ein Churländer namens Heinrich N. Er fuhr für einen Sergeanten und war schon einmal in Brasil gewesen. Den 2. Novembris, auf einen Sonntag, gingen wir mit einem NO-Wind und schönem Wetter, einer Klutt von 97 Schiffen unter Segel. Den 4. sahen wir vorne vor uns 40 Schiffe, so nicht zu uns gehörten,

und als von den selbigen [eines] gegen uns ankam, geschahen von den Unserigen 4 Kanonenschüsse, worauf es sich wieder von uns abwendete. Was für Schiffe es waren, konnten wir nicht erkennen.

Den 6. gingen die Krantzfahrer von uns.

Den 7. liefen die Sfannischfahrer von uns und blieben wir noch 12 Schiffe stark.

Den 8. sahen wir zehn Schiffe, so ihren Kurs nach dem Kanal zu hielten.

Den 10. nahmen wir im Mittage zum ersten Mal die Höhe an der Sonnen und befunden uns 46 Grad bei Norden des Äquinoctials.

Den 14. gebar eines Soldaten Weib ein Söhnlein zur Welt.

Den 15. gingen wieder etliche Schiffe von uns und blieben unser noch drei Schiffe. Diesen Tag bekamen wir einen harten Sturm, daß wir etliche Segel mußten einnehmen. Gegen Abend sprach mich des am 14. dieses [Monats] gebornen Kindleins Vater, namens Elias N., an, sein Kindlein, weil es sehr schwach und zu besorgen wäre, es möchte West-Indien

nicht erreichen, in Mangelung eines Prädikanten christlichem Gebrauch nach zu taufen. Unser Schiffer, so ein Manisterar, wollte es anfangs nicht zulassen, mußte es aber doch auf Befehl unseres Commandeurs, welcher lutherisch war, geschehen lassen.

Den 21. habe ich gedachtes Kindlein nach gehaltener Betstunde im Beisein allen Schiffsvolkes im Namen der Heiligen Dreifaltigkeit getauft. Sein Taufpat war auch ein Soldat mit Namen Jacob N., welchen Namen das Kindlein auch empfangen.

Den 30. Novembris, vergangene Nacht, hat unser Volk zwei Hays gefangen, einen 3 und den andern 4 1/2 Schuh lang. Vom kleinen wurden etliche Stücke samt der Leber, vom großen aber nur die Leber für das Volk gesotten. Der Schiffer nahm das Gehirn aus beeden Köpfen, ließ es an der Sonne dürr werden und verwahrte es. Es soll zu unterschiedlichen Dingen gut sein.

Den 1. Decembris fing unser Volk einen Dorado und kamen viel fliegende Fische auf unser Schiff geflogen.

Den 6. Decembris, in voriger Nacht, sind wir die Äquinoc-tial-Linie passieret und bekamen im Mittage 2 Grad süder Höhe. Diesen Tag mußten zwei Soldaten wegen begangenen Diebstahls jeder dreimal von der großen Rahe ins Wasser fallen. Nachdem [erhielt] jeder 100 Schläge mit einem dicken Strick auf den

Hintern. Den 8. sahen wir des Morgens die Insel Fernando WNW drei Meilen von uns.

Den 10. wurfen wir des Morgens das Lot aus, funden erstlich auf 15 Klafter Grund und bald darauf über 100 Klafter tief. Unserer Rechnung nach waren wir nur 3 Meilen über Parayba und nicht weit vom Lande, gingen derowegen, um die Höhe von Pharnambuco zu bekommen, NTO an, hatten guten Wind, mittages 6 Grad 8 Meilen Höhe. Den 11. sahen wir das Land vor uns [und] kamen nachmittags auf die Ree. Unser Commandeur und [unser] Kaufmann fuhren an das Land.

Den 12. Decembris bin ich nebst andern Soldaten auch an das Land gefahren. Gott Lob und Dank für diese Reise!

BESCHREIBUNG DER BRASILIANER

Die Amerikaner in Brasilia werden zwar aus dem Unterschied ihrer Sprachen und Landschaft in unterschiedliche Nationen geteilet, und wird jede Nation mit einem sonderbaren Namen nach ihrer Landschaft genennet. Haben auch zum Teil ihre Könige, als Tupinambus, Petiguarn, Tapoyarn, Cariri, Caririvasu und Tarayrien. So werden sie doch insgemein von den Holländern und Portugiesen entweder

Brasilianer oder Tapoyer genennet. Die Brasilianer, nämlich die Tupinambus, so um St. Vicent, und die Petiguarn, so um Parayba herum wohnen, sind mittelmäßiger Statur. Von Farbe braungelblich, haben schlechte schwarze Haare und kurze Hälse. Sie gehen nun nicht mehr ganz nackend wie vordem, sondern bedecken ihre Scham mit einem Fell oder Tüchlein, so sie umbinden. Und diejenigen, so unter der Holländer Gebiet wohnen, sind ehrbarer als die anderen, so landeinwärts wohnen, tragen auch nun-

mehr etwas von holländischen Kleidern: etliche gehen in Hosen und Wammes, etliche haben nur Hosen an, und etliche gehen nur in Hemden — sonderlich das Weibsvolk.

Sonsten machen sie sich auch von allerhand Farbe schöne Federperücken oder Hauben, Mäntel für den Regen, Arm- und Kniebänder zum Zierat, auf ihren Tänzen zu gebrauchen.

Sie wohnen in gewissen Aldeen oder Dörfern (bei ihnen Taba genannt). Ihre Häuser sind alle von einerlei Höhe, von



einem Stockwerk sechs oder sieben Schuh hoch und eine ganze Reihe Häuser unter einem Dach, auch nur von junger Zimmertannen Holz gebauet. Die Wände und das Dach sind von Palmit oder Klappersblättern.

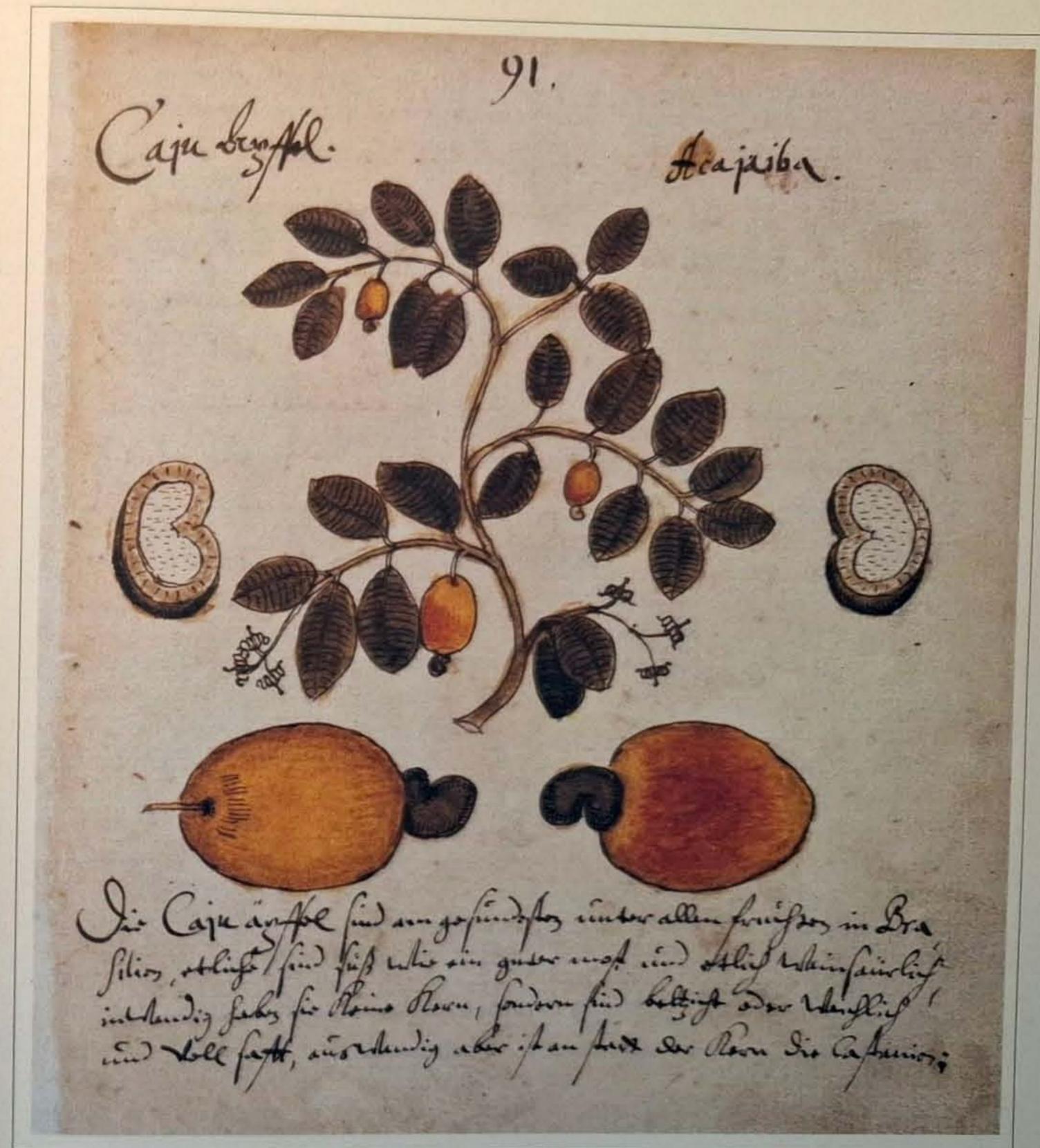
Ihr Hausrat darinnen ist sehr schlecht. Die vornehmsten Stücke sind Pfeil und Bogen, die Hangmacke, worinnen sie schlafen, ein breiter Korb oder Callabass, darein sie ihre Viktualien und beste Mobilien legen, ein paar kleine Callabass oder Klappersnüss zum Trinkgeschirr, dann ein tönern Topf und etwa ein holländisch Hackemesser.

Im Essen halten sie keine gewisse Zeit, sondern wenn ihnen ein Appetit ankömmt, es sei bei Tag oder Nacht, so essen sie, trinken aber nicht leichtlich eher, als bis sie sich sattgegessen haben.

Ihre Speise ist vornehmlich die Farinha-Wurzel (von ihnen Vi oder Mandioca genennet). Zu derselben essen sie allerhand Fleisch von zahmen und wilden Tieren – Vögel und Fische – gebraten oder gekocht, desgleichen Krebse, Muscheln, auch wohl unterschiedliche Schlangen und allerlei Früchte. Ihr Trank ist insgemein ein frischer Trunk Wasser. Sonsten aber machen sie vielerlei Getränk von Früchten, wie hierzulande aus Äpfeln oder Birnen Most gemacht wird. Aus Cajou-Äpfeln machen sie einen guten Trank, Caci genannt, schmeckt etwas

weinsäuerlich und machet bald trunken. Aus Ananassen machen sie ein Getränk, welches sehr gut ist und für ihren stärksten Wein gehalten wird und von ihnen Manai genennet wird. Dergleichen wird einer aus Wurzeln gemacht, so auch sehr stark ist und Aipy genennet wird. Bei diesen und dergleichen Getränke mehr, deren sie noch vielerlei zu machen wissen, vergessen sie des Tobaks nicht, sondern trinken denselben stark, und welche das meiste saufen, sich übergeben und wieder darauf saufen können, die werden für wackere Kerls geachtet. Sie machen sich lustig und fröhlich, sie tanzen, singen und springen mit ihren bunten Federn gezieret Nacht und Tag so lang als etwas vorhanden ist. Es ist aber dieses an ihnen zu loben, daß sie bei ihren Gelagen nicht leichtlich Hader und Zank, vielweniger Schlägerei anrichten.

Wenn der Mann verreiset, es sei über Feld, auf die Jagd oder wohin es wolle, so gehet das Weib gemeinlich mit ihm, und zwar also, daß der Mann im Ausgehen allezeit vorangehet und die Frau ihm nachfolget, damit, wann ihnen etwa Räuber, grimmige Tier, als Tiger, Schlangen oder sonst etwas Böses begegnete, der Mann es abwehren könne. Im Rück- oder Heimwege aber gehet die Frau voran, und folget ihr der Mann, auf daß, wann sich auch ein Unglück ereignete, die Frau sich desto eher heimwärts retirieren könne.



Sooft nun, als sie verreisen, nehmen sie ihren ganzen Hausrat mit sich: Der Mann nimmt sein Gewehr, Pfeil und Bogen, Haßegoyen und dergleichen. Die Frau aber trägt das ganze Reichthum in einem großen Korb, welchen sie auf dem Kopf trägt. Darinnen sind die besten Mobilien und Viktualien. Auf dem Rücken trägt sie wieder einen Korb voll. Desselben Korbes Tragbänder gehen ihr um die Stirn herum und nicht um die Schulter oder Arme. Auf der rechten Seite trägt sie ein kleines Kind und die kleinen Callabassen oder Trinkgeschirr. Ferner auf der einen Hand trägt sie irgendeinen Papageien oder Porquiten, und an der anderen Hand führet sie etwan noch ein Kind oder wohl gar ein Hündlein an einer Schnur – und damit reisen sie ihren Weg. Sie schlafen nicht als andere Völker in hölzern Schlafstätten oder Spannbetten, sondern hangen gleichsam in einem Netz (welches sie Ini und die Holländer Hangmack nennen). Dasselbe ist an zweien Enden angebunden ohngefähr so hoch, daß man sich dareinsetzen kann. Des Nachts machen sie ein Feuerlein darunter, damit, so wann etwa frische Luft gehet, nicht gar zu kalt liegen, oder wenn die Luft warm ist, die Mücken oder Muschitten durch den Rauch vertrieben werden. Denn dasselbe Geschmeiß fleucht in den warmen Nächten so häufig herum und tut Menschen und Viehe viel Ungemach. Wenn Mann und Weib in einer

Hangmacke beieinander schlafen, so liegen sie mit ihren Köpfen nicht beieinander, sondern der Mann liegt mit seinem Haupt an einem und die Frau mit ihrem Haupt am anderen Ende der Hangmacke, und in der Mitte gehen die Beine nebeneinander hin. Sie nehmen so viel Weiber als ihnen beliebt, und wenn ihnen eine nicht mehr gefallet, stoßen sie selbige von sich und nehmen eine andere. Darunter werden aber nicht verstanden diejenigen, so in christlichem Glauben unterwiesen und getauft sind. Dieselben bleiben bei einem Weibe. Im Kindergebären sollen die Weiber nicht sonderliche Schmerzen haben. Derowegen bedürfen sie auch keiner Hebammen, sondern der Mann verrichtet solches Amt selbst. Denn er nimmt das Kind, wäschet es und gibt ihm einen Namen, etwan eines wilden oder zahmen Thieres. Die Frauen halten auch keine sechs Wochen, legen sich auch nicht zu Bette, sondern der Mann legt sich etliche Tage an ihrer Statt nieder, läßt seiner wohl pflegen und die Frau die Arbeit verrichten.

Die Brasilianer fangen ihr Neujahr im Maio an, wann sie das Siebengestirn zum ersten Mal sehen aufgehen. Sie bringen ihr Alter an Jahren viel höher als wir, denn es werden unter ihnen Leute gefunden, so über 100 Jahr alt sein. Stirbt jemand unter ihnen, so begraben ihn seine Freunde stehend im Grabe und legen zu dem Körper seine im Leben gebrauchte Hang-

So oft mein mann verreist, so folg ich ihm geschwinde,
 Belegt mit sack und pack, darzu mit einem kinde,

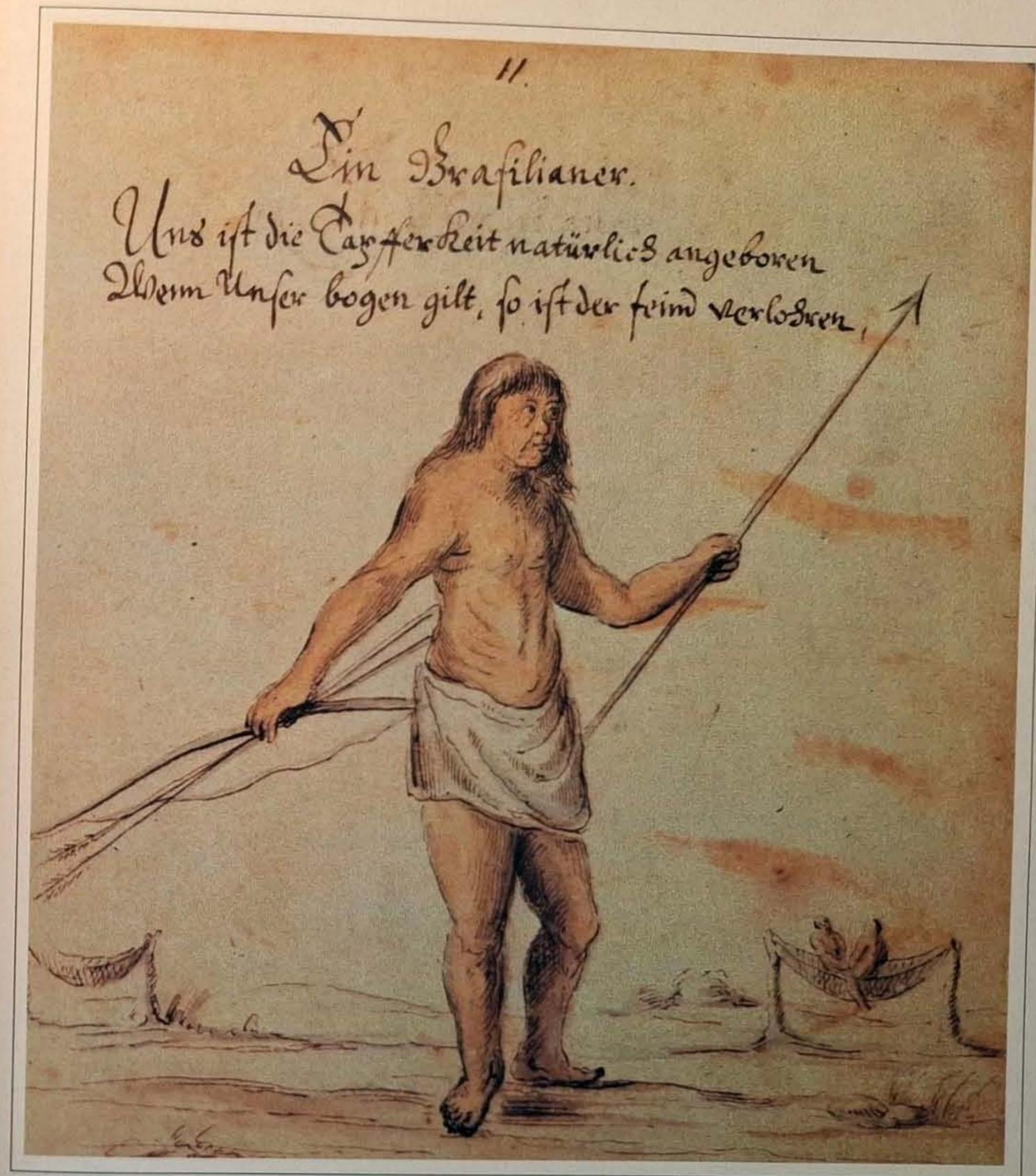
Lime
 Brasilianin.



Im rückweg geh ich vor, so wandert hinter her,
 Saß mir nichts wiederfabt, gewiß mit Treysgesehr.

macke, darinnen zu ruhen, und etwas von Speise, etliche Tage davon zu essen, mit ins Grab und beweinen ihn einen Monat lang sehr heftig. Belangend ihre Religion — so wissen sie weder von Gott noch seinem Worte, haben auch in ihrer Sprache kein einziges Wort, damit sie den Namen Gottes recht ausdrücken können. Die brasilianischen Christen nennen Gott Tupana, von dem Wort Tupan, welches soviel heißen soll als eine vortreffliche Hoheit oder höchste Herrlichkeit. Daher nennen sie auch den Donner Tupacununga, soll soviel heißen als ein Krachen oder Schall von der höchsten Herrlichkeit item [den] Blitzen Tupaberaba, soll heißen das Leuchten oder Glänzen von der höchsten Herrlichkeit. Gleichwohl glauben sie, daß die Seelen der Menschen nach diesem Leben unsterblich seien und daß derjenigen Seelen, so in diesem Leben viel rühmlichen Taten und ihren Feinden großen Abbruch getan hätten, an einem gewissen Ort, da nichts als lauter Fröhlichkeit, Tanzen, Singen und Springen sein werde, zusammenkämen. Hingegen derer Seelen, so bei ihrem Leben nichts Denkwürdiges verrichtet hätten, würden nur in Lüften herumschweben und von den Geistern, Curipira und Juru-pari genannt, gequälet werden. Sonsten halten sie auch viel auf die Wahrsager oder Teufelsbanner, denn dieselben ziehen sie in allen vorfallenden wichtigen Verrichtungen zu Rat.

Endlich betreffend ihre Sprach — so hat dieselbe ganz keine Gemeinschaft mit irgendeiner andern. Es befließt sich auch niemand leichtlich, dieselbe zu lernen — es wäre denn, daß etwan einer oder der andere eines Schulmeisters oder Vorlesers Dienst in einem Dorf, darinnen brasilianische Christen wohnten, anzunehmen gedächte. Sie haben keine eigene Schrift oder Buchstaben in ihrer Sprache, etwas aufzuschreiben oder zu notieren, können auch in Zahlen nicht höher kommen als auf 5. Gebrauchen sich deswegen anstatt eines Kalenders, die Jahre zu merken, der Kastanien von Cajou-Äpfeln, welche Frucht jährlich nur einmal reif wird. Derselben legen sie jedes Jahr, wenn ein Kind geboren wird oder sonst etwas Denkwürdiges vorgehet, eine zurück. Darum, wenn man von ihnen zu wissen begehret, vor wieviel Jahren eines oder das andere geschehen oder wie alt einer sei, muß man nicht nach der Zahl der Jahre, sondern nach der Zahl der Kastanien fragen, so sie seither der Zeit deswegen gesammelt haben, so werden sie dieselben bald, und zwar als bei fünf herrechnen und gebrauchen dazu Hände und Füße. Die fünf Kardinalzahlen aber lauten also: oiope, moconge, mogapyra, moiorondig, appocompoi. Damit aber dieses Volk auch etwas zur Erkenntnis Gottes kommen möge, haben erstlich die Portugiesen und nach ihnen die Holländer großen Fleiß



angewendet, daß von ihren Geistlichen, so der Sprach kundig, der Kleine Katechismus in Brasilianisch übersetzt worden, wobei in acht zu nehmen ist, daß folgende Buchstaben FL und doppelt RR niemals darinnen vorkommen, woraus etliche nicht uneben schließen, quod Fide Lege et Rege careant.

BESCHREIBUNG DER TAPOYER

Die Tapoyer in Brasilia sind wegen ihrer Landschaften, absonderlicher Könige und Unterschied in der Sprachen auch unterschiedlich. Ich bleibe aber nur bei denen, deren König Jandewi oder Jandovi mit den Holländern in Allianz ist, welche auch bei den Holländern meist bekannt sind. Ihre Landschaft stößt an die Capitania Rio Grande und erstreckt sich fern ins Land. Sie wohnen aber in keinen gewissen Dörfern oder beständigen Orten, sondern ziehen von einem Ort zum anderen nach der Jahreszeit oder Bequemlichkeit der fruchtbaren Orte. Sie [sind] von Statur ein wenig größer, auch etwas bräunlicher als die Brasilianer Tupinambus. Haben lange kohlschwarze Haare so ganz schlicht bis über die Schulter herabhängen ohne die vorderen Haare, [die] sind über den Augenbrauen gleich abgeschnitten. Der König allein läßt zum Unterschied des gemeinen Volks seine Haare in Form einer

Kron oder [eines] Kranzes scheren. Sie sind mörderisch von Angesicht, gehen ganz nackend Manns- und Weibspersonen ohne Scham, färben sich mit allerlei bunten Farben unter dem Gesicht und am Leibe.

Viri tamen fistulam membri genitalis in se contrahunt et involvunt, ligula quadam ligant, et quando opus est ut urinam reddant, religant: magno enim pudore afficitur non strando virgam explicatam.

Die Weiber bedecken zwar ihre Blöße auch etwas mit zwei Büschlein grünen Laubes vorn und hinten, deren sie alle Tage frische nehmen. Man kann aber doch leichtlich sehen dabei alles, was sie haben. Ihre Speise ist Mili (türkischer Weizen), Farinha, wozu sie allerhand Wildbret, Fisch, Krabben, auch wohl etliche Schlangen und allerlei Wald- und Gartenfrüchte essen. Sie kochen das Fleisch nicht in Töpfen, sondern machen ein Loch in die Erde. Darenin legen sie erst ein wenig Laub, danach das Fleisch, hernach wieder Laub und Sand, und auf den Sand machen sie ein Feuer, davon brät das Fleisch im Loch. Ihr Trank ist ordinarie ein frischer Trunk Wasser. Machen zwar auch Getränk aus Früchten, darin sie sich auf ihre Festtage lustig- und vollsaußen. Ihre Wehr und Waffen sind Pfeil und Bogen, Haßegoyen und Kolben von hartem Holze.

Des Morgens, wenn sie aufstehen, laufen

Beschreibung der Tapoyer.

Die Tapoyer in Brasilia sind wegen ihrer Landschaften absonderlicher Könige und unterschiedlich in der Sprachen auch unterschiedlich, Ich bleibe aber nur bei denen, deren König Jandewi oder Jandovi mit den Holländern in Allianz ist, welche auch bei den Holländern meist bekannt sind. Ihre Landschaft stößt an die Capitania Rio Grande, und erstreckt sich fern ins Land. Sie wohnen aber in keinen gewissen Dörfern oder beständigen Orten, sondern ziehen von einem Ort zum anderen nach der Jahreszeit oder Bequemlichkeit der fruchtbaren Orte. Sie [sind] von Statur ein wenig größer, auch etwas bräunlicher als die Brasilianer Tupinambus. Haben lange kohlschwarze Haare, so ganz schlicht bis über die Schulter herabhängen, ohne die vorderen Haare, [die] sind über den Augenbrauen gleich abgeschnitten. Der König allein läßt zum Unterschied des gemeinen Volks seine Haare in Form einer Krone oder Kranzes scheren. Sie sind mörderisch von Angesicht, gehen ganz nackend Manns- und Weibspersonen ohne Scham, färben sich mit allerlei bunten Farben unter dem Gesicht und am Leibe.

Inwohner geteilet, welche um einen gewissen Preis die Früchte an die Compagnie und sonst niemanden überlassen müssen.

Zimmet. Ein Zimmetbaum ist ohngefähr so groß als ein Sauerkirschbaum. Seine Äste wachsen mehrentheils gleich und gerade, die Blätter sind den Wegebreiten ähnlich, vorn etwas spitzig und hinten etwas breiter. [Sie] haben auch solche (aber nur drei) Äderlein und geben einen schönen Geruch.

Dieser Baum trägt auch Früchte fast wie Oliven, anfangs sind sie grün, und wenn

sie reif sind schwarz, und sind nicht sonderlich zu nutzen, sondern eine Speise der Vögel und Affen. Die Zimmetrinde wird nicht rund um den ganzen Baum, sondern nach der Länge etliche Riemen herausgeschälet, also daß etliche Stücke herum stehenbleiben. Dieselben wachsen innerhalb drei Jahren wieder zusammen. Würde aber die Rinde ganz abgeschälet, so müßte der Baum oben herum verdorren. Auch muß, decorticando, das innerliche Häutchen, das am Stamm liegt, nicht versehret werden.



Nägelein. Syanke, javanisch. Chamgue, malayisch. Die Nägeleinbäume wachsen etwas höher als hierzulande die Pflaumenbäume, ohngefähr wie ein ziemlicher Birnbaum. An Laub oder Blättern sind sie den Weiden ähnlich. Sie tragen das ganze Jahr zugleich Blüten, zeitige und unzeitige Nägelein. Doch ist die rechte Blütezeit im Junio, Julio und Augusto, als zu welcher Zeit die südlichen Winde wehen.

Es wachsen ihrer zehn oder zwanzig an einem Büschlein beieinander und voran an denselben ist die Blüt, so aus viel Fässerlein bestehet. Im Anfang der Blüt sind die Nägelein etwas weißlich, danach werden sie grünlich, folgendes rötlich und endlich schwarz.

Wenn sie reif genug sind, nämlich im Novembri, Decembri und Januario, welches die rechte Erntezeit ist, fallen sie mehrentheils von sich selber ab, und wird um selbige Zeit das Gras unter allen Bäumen ausgerupfet und fein gekehret, damit die Nägelein besser zu lesen sein mögen. So aber die Nägelein in 10 oder 12 Tagen nicht alle abfallen, werden dieselben abgeschüttelt oder mit einem Stängellein abgeschlagen, auf daß sie nicht gar zu reif werden. Und welche alsdann auch nicht abfallen, bleiben hangen bis übers Jahr.

Die nun ein ganz Jahr hangen bleiben, werden zwar dicker und fetter als die anderen Nägelein, sind aber vom Ge-

schmack nicht so scharf und kräftig. Sie werden Mutternägelein genennet und mehrentheils zu Samennägelein gebrauchet.

Wenn deren etliche auf der Erde liegen bleiben, so bekleiben sie bald, wurzeln unter sich und tragen in sieben oder acht Jahren auch Früchte. Wenn die Nägelein eingesammelt sind, werden sie entweder an der Sonne oder überm Feuer im Rauch gedörret. Diese werden schwärzlich, jene aber bleiben rötlich.

Die Wälder sind in gewisse Perken oder Beete ackerweise geteilet und den Einwohnern, so Compagnieuntertanen sind, erblich eingeräumt, welche solche auf ihre Kosten in Bau und Besserung halten. Auch die Früchte an niemand anders als an die Compagnie für einen gesetzten Preis überlassen müssen.

VON DEN SINESEN,
DEREN KLEIDUNG, SPRACHE
UND ANDEREN GEBRÄUCHEN

Die Sinesen sind von Leib und Gliedern wohl proportionierte Leute, von Farb fast so weiß als die Deutschen. Sie haben dünne Bärte oder auch wohl gar keine, schwarze Haare, welche Mannes- und Weibspersonen so lang wachsen lassen, als sie immer werden wollen. Die Mannspersonen kämmen dieselben fein glatt und wickeln sie oben auf dem Kopf ein

Ein Sinesischer
Kaufmann.

Du bist ein Kaufmann, hast
und hast das beste
Gut, ist unübertrefflich, in
unser Land zu bringen,
Wir haben da den besten
und einen Porzellan
Markt, der uns nicht be-
rührt, so hast du dich
gelesen.



wenig hinter dem Wirbel in einem Knopf oder Deuten zusammen. Dadurch stechen sie alsdann einen schildkrötenen oder elfenbeinernen Kamm und etliche Haarnadeln von Gold, Silber oder Agatstein kreuzweise hindurch, damit er nicht aufgehen kann.

Schön lang Haar wird unter ihnen hochgehalten und für eine sonderbare Zierde; dagegen kurz Haar verachtet und für eine Schande gehalten. Jetziger Zeit werden derer zwar viel gefunden, welchen bei Herrschaft des großen Tartars in Sina ihr Haar mit Gewalt abgeschnitten worden. So sich doch darum von andern nicht wollen verachten lassen. Dieselben gebrauchen unterdessen, bis ihre Haare wieder wachsen, Zöpfe von andern Haaren oder gefärbten Flachs. Diejenigen, so ihre Haare noch haben, prangen sehr damit und werden Thaywing, die aber, so dieselben verloren, Po thaywing genennet.

Den roten Haaren sind sie ganz feind und haben einen Abscheu dafür, und weil unter den Holländern etliche rothaarichte Leute gefunden werden, nennen sie dieselben Anglang, das ist rote Kerls, und machen auch die sinesischen Maler allen Holländern ohne Unterschied in ihren Gemälden Rothaar.

Nichtsweniger werden bei vornehmen und reichen Sinesen Mannes- und Weibspersonen, die lange Nägel an den Händen und sonderlich an den Daumen

und beeden vordern Fingern [haben], für zierlich und schön geachtet, werden aber fein rein und sauber gehalten und wohl gar mit roter Farbe gebeizet, daß sie fein rötlich und durchscheinig werden. Sinesen, so Handarbeit verrichten müssen (ob sie wohl solcher langen Nägel nicht abwarten können, stehen ihnen auch nicht wohl an), lassen selbige auch wachsen und wollen gern etwas sein.

Ich habe ihnen aber etlichmal, wenn sie mit solchen garstigen Nägeln meine Speise angegriffen, dieselben wider ihren Willen abgeschnitten.

Unter allen Nationen in India haben die Sinesen die ehrbarste und beste Tracht. Oben herum tragen sie auf dem bloßen Leib anstatt eines Hemdes einen engen Cotonenrock, so ihnen nur unter die Mitte des Leibes reicht; dann ein Paar Cotonenhosen, so oben und unten keine Falten, sondern nur eine dünne Naht haben. Diese ziehen sie an, winden die Enden über die Hüften um sich und stopfen sie untereinander; endlich über den Unterrock und [die] Hosen ziehen sie noch einen blauen oder weißen dünnen Rock mit weiten und langen Ärmeln.

Ihre Strümpfe sind durchaus ganz gleich weit und ohne Zwickel gemacht. Die Naht gehet voran auf den Schienbeinen herunter. [Sie] sind nicht lang, sondern reichen nur unter die Knie, da dieselben mit hübschen Kniebändern aufgebunden

Ich liebe Kunst und Zucht, drum kan ich künstlich fricken;
 So darff mich niemant mehr ein fremder mann anblicken,
 Ihr Frauen wolth ihr treu, und unbefleckt seyn,
 So suchst gelegent, und sperst eues mit mir ein.



Sinesisches weib.

werden. Und wenn sie aufgebunden sind, liegen sie nicht glatt an den Beinen, sondern stehen wegen der Weite etwas davon ab, also daß die Fliegen oder Mücken nicht durchhin in die Beine stechen können.

Die Schuhe sind von blauer, roter oder gelber Seide oder wollenem Zeug sehr hübsch gemacht und mit weißen Schnürlein zierlich verbrämet. Die Fußsohlen sind von dichtem Leinentuche und wohl durchnähet. Sie haben aber keine Ohren oder Absätze, sondern sind gleich wie die einfachen alten Weiberschuhe allhier. Die sinesischen Weiber sind kleiner Statur, binden ihr Haar auch hinten am Haupt zusammen, tragen aber ein Tüchlein darüber.

Ihre Kleidung ist erstlich: zum Unterkleid ein Stück Leinwand, welches rund um den Leib gewunden bis auf die Füße gehet, darüber tragen sie einen langen Tabbert von blauem Coton oder seidnem Zeug, so auch auf die Füße reicht. Denselben machen sie um Hals und Brust ganz zu, damit man ihnen nicht auf die bloße Haut sehen möge.

Diejenigen, welche von rechten sinesischen Eltern gezeuget sind, haben kleine Füße, welches bei ihnen für eine sonderbare Schönheit gehalten wird. Deswegen verbinden die sinesischen Weiber ihren kleinen Kindern, wenn es Mägdlein sind, ihre Füße von Jugend auf, lassen sie auch nicht viel herumlaufen, damit die Füße

nicht zu breit oder groß werden. Und darum tragen sie auch so enge Schuhe oder Pantoffel.

Es wird dafür gehalten, es hätte ein verständiger und gelehrter Mann diese Gewohnheit erfunden, damit die Weiber nicht in allen Gassen herumlaufen, sondern in ihren Häusern bleiben müssen.

In der Stadt Batavia gibt es zwar viele sinesische Weiber, sie sind aber mehrentheils daselbst gezeugt und geboren, und weil sie durch tägliche Erfahrung sehen, daß vornehme Leute aus anderen Nationen ihren Weibern mit ehrlichen Leuten spazieren zu gehen vergönnen, so lassen sie sich auch nicht so hart an die sinesischen Sitten binden.

Auf der Insel Formosa, welche Sina viel näher lieget, sind vornehme sinesische Weiber, welche sich aus Sina mit ihren Männern dahinbegeben. Dieselben lassen sich von keinem Mann (es sei denn ihr naher Anverwandter oder sonst ihrem Manne ein angenehmer Gast) sehen und halten es für leichtfertig, etwas an ihrem Leibe (ohne das Angesicht) nackend oder entblöbet sehen zu lassen.

Der Sinesen Ehestand betreffend, so [nehmen] sie im Heiraten die Gradus consanguinitatis ganz nicht in acht und freien auch die nächsten Blutsfreunde (ausgenommen Eltern und Kinder, Bruder und Schwestern) zusammen. Sondern sie sehen vielmehr genau darauf, daß nicht

etwa der Bräutigam und die Braut eines Zunamens sind, welches bei ihnen für ein Omen einer unglücklichen künftigen Ehe gehalten wird.

In den holländischen Provinzen in India wird keinem Sinesen zugelassen, öffentlich mehr als ein Weib zu nehmen. In Sina aber mag ein jeder über sein rechtes Eheweib noch so viel Concubinen nehmen, als ihm beliebt und [er] ernähren kann. Mag auch dieselben wieder verkaufen, wen und wann er will. Und wenn einer oder anderer über sein Eheweib mehr Concubinen hat, so dürfen doch weder die Concubinen noch derselben Kinder mit dem Hausvater und dessen rechtem Eheweib zu Tische sitzen, sondern werden nur für Mägde und Dienstboten gehalten.

Wenn arme Sinesen, so geringen Vermögens sind, ein Mägdelein zeugen, bieten sie dasselbe bald feil zu verkaufen, oder wenn sich kein Käufer findet, zu verschenken. Will es aber auch niemand geschenkt annehmen, so werfen sie es aus Armut ins Wasser, und zwar unter dem Praetext, als täten sie solches aus großer väterlicher Liebe und besserer Vorsorge für die Kinder, sagend, es geschehe der armen Leute Kinder auf solche Weise viel besser, als wenn sie beim Leben blieben, sintemal selbige aus dieser Armut erlöset und deren Geister in bessere und glücklichere Körper einführen.

Unter allen orientalischen Völkern

gebrauchen die Sinesen allein bei ihren Mahlzeiten Tische und Bänke. Anstatt der Messer, Gabeln und Löffel nehmen sie zwei Hölzlein. Damit reichen sie die Speise aus den Schüsseln in den Mund, welche zuvor, ehe sie auf den Tisch gesetzt wird, in kleine Bißlein geschnitten ist.

Bei Bereitung des Tisches werden soviel Paar solcher Hölzlein und soviel Köpichen mit warmem Brandewein, als Personen speisen sollen, auf dem Tisch herumgelegt und gesetzt. Und ehe sie anfangen zu essen, nimmt der Vornehmste sein Köpichen Brandewein in beide Hände, neiget sich aus Ehrerbietung gegen alle um den Tisch, sagend: „Tscha tscha“ (das ist: Trinkt, trinkt), und trinket es aus. Hernach folgen ihm die andern alle nach der Ordnung. Ferner nimmt der Vornehmste seine Hölzlein, greift mit denselben zu und ißt, so essen die andern auch.

Wenn sie warme Speise, es sei Schweinefleisch, Hühner oder Fische, gegessen haben, wird einem jeden ein Köpichen voll gekochter Reis, den sie anstatt des Brotes essen, vorgesetzt.

Die Hölzlein, womit sie essen, werden in ihrer Sprache Tou genannt, sind ohngefähr anderthalb Spannen lang und so dick als eine Schreibfeder. Vornehme Sinesen lassen solche von schönem Holz machen und unten am runden Ende mit Silber beschlagen.

Ihr Getränk ist auf Batavia und For-

mosa mehrenteils ein frischer Trunk Wasser für den Durst und warmer Brandewein. Zur Gesundheit trinken sie öfters warm Wasser von einem Kraut, auf ihre Sprache Chia und ins gemeine Thé genannt, welches sehr gesund ist, und trinken es auch die Holländer gerne.

Dieses Thé-Wasser ist sonderlich gut, wenn man unlustig ist oder einem das Essen nicht schmecket. Auch wenn einer trunken gewesen ist, so erwecket es wieder guten Appetit und vertreibet alle Unverträglichkeit des Magens. Auch wer von diesem Trank oft trinket, darf sich nicht [vor] der Schwindsucht, Stein- [sucht] oder Podagra besorgen, wie man dann an solchen Orten von diesen Krankheiten nichts weiß.

Aus Sina wird sinesisch Bier in Töpfen gebracht, desgleichen noch ein anderer Trank, Samphu genannt. Es hat beedes einen Geschmack wie Sekt oder Met...

Die sinesischen Biertöpfe sind weiß von Glasur und hält einer ohngefähr ein gut Maß oder drei Nösel Bier. Die Samphutöpfe sind wie die Buttertöpfe und hält einer etwa drei Maß. Die Töpfe werden mit Pisangblättern und Leinen wohl verkleidet und verpitschieret, damit der Trank nicht kann verfälschet werden. Dieser Trank wird gemeiniglich von den Holländern auf Hochzeiten gebraucht und kostet jeder Topf einen Ortstaler.

Die sinesische Sprache ist unter allen

orientalischen barbarischen Sprachen die nämlichste und schwerste zu lernen und zu reden. Hat auch ohne Zweifel viel Dialectus, weil die Sinesen, so aus unterschiedlichen, etwas fern voneinander gelegenen Provinzen gebürtig sind, einander nicht wohl verstehen. Nichtsweniger ist auch schwer ihre Schriften zu lesen und schreiben zu lernen. Denn sie können aus ihren Buchstaben nicht allerlei Silben oder Worte zusammensetzen, sondern ein jedes Nomen generale oder Primitivum aller Kreaturen und Dinge hat einen besondern Charakter. Dergleichen können sie auch kein holländisch Wort schreiben, es sei denn, daß sie in ihrer Sprache ein oder etliche Dinge haben, deren Charaktere zusammengesetzt dem holländischen Wort in der Pronunciation gleichlauten. Dieselben setzen sie untereinander, daß, wenn es andere Sinesen lesen, es zwar der Ausrede nach dem holländischen Worte fast gleichlautet, nach dem Verstande aber ist es ganz unterschieden. Zum Exempel: Meinen Namen Caspar Schmalkalden konnten sie nicht recht aussprechen, sondern sagten nur Casiepa und ist geschrieben als folgt.

Aus solchen Ursachen, und weil von allerlei Materienbücher zu verstehen, ein großer Fleiß und viel Zeit erfordert wird, werden die Gelehrten unter ihnen in großen Ehren gehalten und allem Adel vorgezogen.

Die Kauf- und gemeinen Handelsleute

lassen auch ihre Kinder nicht mehr Charaktere in den Schulen kennenlernen als welche in ihrer Hantierung vorkommen.

Es haben aber die Gelehrten bei solchem mühsamen Studio auch diesen treff-

lichen Nutzen, daß, weil in vielen Provinzen solche Charaktere oder Buchstaben in Druckereien und Schriften, und zwar in eben solchem Sensus als bei den Sinesen gebraucht werden, sie alle verstehen, als die Donquiner, Quinanger, Siamer und Combodier etc.



Im Schreiben gebrauchen sie anstatt der Schreibfeder einen spitzigen Pinsel. [Sie] halten denselben zwischen dem langen und Goldfinger und regieren ihn oben mit dem Daumen. Sie schreiben von oben herabwärts, setzen die erste Zeile zur rechten Hand und die folgenden daneben nach der linken Hand zu.

Ihre Bücher fangen auch hinten an wie bei den Juden oder andern orientalischen Völkern.

Ihr Papier ist größer als unseres, aber nicht so weiß und stark. Ein Bogen ist ohngefähr $2 \frac{1}{4}$ Ellen lang und $1 \frac{1}{8}$ breit und nur auf einer Seite glatt, worauf man schreibt. Deswegen werden auch die Blätter in allen ihren Büchern gedoppelt zusammengelegt, daß die rauhe Seite inwendig kömmt und die Bücher hinten am Bund beschnitten werden.

Zur Tinte haben sie keine Tintenfässer, sondern nur breite Steinlein. Darauf reiben sie ihre Tinte, welche ganz hart ist, mit ein wenig Wasser – so wird es alsbald schwarz, mit Pinseln damit zu schreiben. Die Tinte ist (aus) harten, runden oder breiten Stücklein, (die) mit subtil erhabenen Buchstaben, welche die Tugend der Tinte und Meisters Namen beinhalten, bedrucket [sind].

Auf ihr Neujahr, welches sie mit dem neuen Mond kurz vor oder nach dem Monat February anfangen, desgleichen auf ihre Geburtstage laden sie einander zu

Gast, lassen Komödien vor ihren Türen spielen und treiben allerlei Kurzweil.

Auf Batavia pflegen sie aufs Neujahr aus dünnem Papier eine Schlange, etliche vierzig Schuh lang und mannsdick zu machen. Dieselbe ist inwendig hohl und von etlichen dreißig oder mehr hohlen Körpern aneinandergehanget, in deren jedweden ein brennend Licht steckt. An solchen tragen etliche zwanzig Personen und gehen durch alle Gassen.

Auf der Insel Formosa werfen sie auf solche Tage einer den andern mit Eiern, und wenn man durch eine Gasse gehet, so fliegen einem die Eier um den Kopf, besonders wenn man mit ihnen bekannt ist.

Wann sie des Morgens ausgehen wollen, so lassen sie erst ihre Haare kämmen, einflechten und glattmachen gleich den Weibern allhier oder tun es, wenn sie in die Stadt kommen. Dann gehen sie erst zu einem Barbier oder Einflechter, welcher sie kämmen, einflechten und [ihnen] die Ohren ausputzen muß, ehe sie an den Ort gehen, wo sie etwas zu verrichten haben.

Begegnen sie einander auf der Gassen oder in Häusern, so grüßen sie sich mit Aufhebung beider zusammengelassener und mit den weiten Ärmeln bedeckter Hände, neigen sich zur Erden, tun die Hände wieder hernieder und wieder in die Höhe und sagen nichts als: „Tzin tzin.“

Des Abends, wenn sie wieder [nach]

Hause kommen und gespeiset haben, setzen sich vornehme Sinesen auf einen Stuhl und lassen sich von einem Diener mit den Händen auf ihre Schultern und Arme eine halbe Stunde sacht klopfen, davon, sagen sie, zerteile sich das Geblüt, und die Speise bekomme ihnen auch besser. In Krankheiten haben sie zwar auch Doctores, dieselben werden aber nur von den Reichen gebraucht, und wenn einem Armen ein Fieber ankommt, so brennen sie ihm mit einem glühenden Eisen etzliche Blasen: eine ins Kreuz auf dem Rücken und an jedem Arm in das dicke Fleisch eine. Von solchem Brand und Schmerzen dieser Blasen, sagen sie, verliere sich der Frost und verlasse sie das Fieber.

Unter allen Nationen in India ist keine mehr zum Spielen geneigt als die Sinesen. Wenn sie ihr Geld verspielt haben, so setzen sie auch ihre Haare, welche doch bei ihnen hochgeachtet werden, daran, und wann selbige auch verspielt sind, so müssen Weib und Kinder erhalten, und endlich, wenn diese auch verloren sind, sie sich selbst auf etliche Jahre in Dienstbarkeit aufs Spiel aufsetzen.

Die gewöhnlichsten und unter ihnen meist gebräuchlichsten Spiele sind mit sianischen oder japonischen Cahsion (sind Pfennige wie Rechenpfennige und ist in der Mitte ein Loch dadurch). Dieser nehmen sie 50 oder 60 Stück, nachdem der

Personen viel sind. Diese setzen sie alle aufeinander, und nimmt ein jeder nach Belieben soviel er will auf einen Griff. Danach zählen sie solche, und welcher alsdann [eine] gerade oder ungerade [Zahl], wie es ausgedinget worden, ergriffen, der hat gewonnen.

Zweitens mit Würfeln und drittens mit Kartenspiel, in welchem gleichfalls viererlei Art der Blätter wie bei den deutschen Karten viererlei Farben sind. Anstatt der Dauser und Könige haben sie Seeräuber und wilde Tiere und anstatt der Farbe viererlei unterschiedene Figuren.

Ferner ist das Schachspiel unter den Sinesen als auch bei den Javanen sowohl als bei den Deutschen bekannt. Sie haben auch ebensoviel Steine und solche Züge, nur geben sie den Steinen andere Namen.

In den indianischen Orten, so unter der Holländer Kommando sind, wird den Sinesen kein Exercitium religionis gestanden. Sie haben aber in ihren Häusern gemeinlich ein oder ander Bild auf Papier gemalt oder aus Porzellan oder Ton formieret, denen sie gute wohlriechende Früchte und Räucherkerzen zum Opfer vorsetzen. Sie glauben mehrents, daß ein Gott oder allmächtiger Herr sei. Derselbige wäre aber sehr gut, fromm und täte niemandem Böses. Deswegen fürchten sie sich auch vor ihm nicht und dürfen ihm auch nichts opfern, sondern der Kaiser in Sina verrichtet solches Opfer

allein, und zwar alle Jahr einmal. Wenn sie opfern wollen, so decken sie eine schöne Decke über'n Tisch oder eine Matte auf die Erden. Auf solche setzen sie allerhand delikate warme und kalte Speise und gute Früchte in porzellanenen Köpichen angerichtet, item warmen Brandwein und Räucherkerzen. Fallen dabei nieder auf die Knie und mit dem Angesicht und beeden Händen, welche sie in den Ärmeln zusammendrücken, bis auf die Erde. Etliche zünden Papier an, welches sonderlich dazu bereitet ist, werfen es auf die Erden und lassen es verbrennen.

Das Papier zum Opfer ist nicht weiß, auch nicht zum Schreiben planieret, sondern es ist etwas gebl und nach ihrer Schrift abwärts mit einem halbrunden Meißel vielmal durchschlagen, ohngefähr so groß als ein Octavblatt eines Regalbogens.

Wenn sie in Schiffen auf dem Wasser fahren und wird still Wetter, also daß sie nicht segeln können, so fangen sie an zu pfeifen und zu schreien, so sehr sie können, gegen den Ort der Welt, wo sie den Wind herhaben wollen. Traget sich's nun ohngefähr zu, daß etwa ein dienlicher Wind kömmt, so meinen sie, er wäre auf ihr Pfeifen und Schreien kommen. Ereignet sich aber kein Wind und ist etwan ein Holländer mit im Schiff, so dürfen sie wohl sagen, der Holländer sei Ursach daran. Wenn derselbe nicht im Schiff wäre, würden sie bald guten Wind haben.

Wenn ein vornehmer Sinese stirbt, so kommen alle nahen Freunde in Trauerhabit in des Verstorbenen Haus, bekleiden den Körper, legen denselben in einen Sarg, beweinen und beklagen ihn, fragen, warum er gestorben, warum er nicht länger bei ihnen bleiben wolle und wer ihn beleidigt hätte? Alsdann verkleben sie den Sarg dicht mit Lackwerk und verwahren denselben etliche Jahr in ihren Häusern. Setzen ihm auch alle Tag Speise, Trank und brennende Räucherkerzen dabei, als wenn er noch lebete, solange, bis sie in Sina reisen, nehmen sie ihn mit und begraben ihn allda in seiner Vorfahren Begräbnisstätte.

In der Trauerzeit tragen die Sinesen Röcke von geringem weißen oder ungebleichtem Tuche und einen Strick um den Leib, so aber nicht fest umgürtet, sondern nur lose umgewickelt hanget. Für nahe Blutsverwandte als Eltern, Geschwister oder Kinder trauern sie ein ganzes Jahr, für andere Freunde aber fünf oder sechs Monate. Nachdem sie ihnen nahe anverwandt gewesen und je näher auch das Ende der Trauerzeit herbeirücket, je besser Tuch tragen sie auch zu den Röcken. Bis die ganze Zeit verflossen ist, tragen sie ihre gewöhnliche Tracht.

Die Sinesen auf Batavia haben einen hübschen Platz vor der Stadt zu ihrem Begräbnis. Wenn sie eine Leiche hinaustragen, folgen derselben viele Sinesen in

Prozession nach und gehet auf jeder Seiten einer, so Papier (wie sie bei den Opfern gebrauchen) anbrennet und auswirft, was [sie] aber damit verstehen, ist unbekannt.

Die Gräber wölben sie mit Stein und Kalk zu, doch daß sich das Mauerwerk etwan einen Schuh über der Erde gleichsam als ein Dächlein zuschärfe, damit der Regen desto besser ablaufen könne. Zu Häupten an des Grabes Giebel lassen sie gemeinlich ein viereckig Löchlein, gleich einem Epitaphienhäuslein. Daren pflegen sie vor diesem Speise, Trank, Früchte und Räucherkerzlein für den Verstorbenen zu setzen. Nachdem aber solches etlichmal von den Holländern weggenommen worden, setzen sie nur brennende Räucherkerzlein hinein und lassen es dabei bewenden. Unter denen Sinesen, so erst aus Sina kommen sind und noch nicht lange unter den Europäern gewohnt haben, sind ihrer viel dieser abergläubischen Meinung, eines jeden Menschen abgeleiteter Körper könne an allen Orten der Erden oder des Caemetry für die Gespenster und Schlangen, so ihrem Wahn nach darinnen wohnen sollen, nicht ruhen, sondern es wäre immer ein Ort glücklicher und geruhiger für diesen als jenen Körper als der andere. Und daß sich's also verhalte, bekräftigen sie eine Fabel mit der anderen [folgenden]: Wenn sich Gespenster oder Irrgeister in Gestalt verstorbener Menschen sehen ließen, wäre

solches eine gewisse Anzeigung, daß derselben Menschen Körper in den Gräbern keine Ruhe hätten. Ließen sich deswegen sehen und suchten gleichsam Hilfe bei ihren Freunden. Sie müßten auch solches solange ausstehen, bis die Körper entweder fortgelegt oder von den Schlangen ganz verzehret wären. Diesem Unheil nun vorzukommen, und damit auch die Toten ihre Ruhe in der Erden haben möchten, hatte vor vielen Jahren ein gelehrter Priester, dem auch die Berg- und Wassergeister zur Dienste hatten stehen müssen, ein Instrument erdacht, mit welchem man nicht allein geruhige Grabstätten, sondern auch des Menschen Glück und Unglück wissen und vorhersagen könne. Dieses Instrument ist in der hierbei stehenden Figur nach seiner Größe, Zirkeln und Charaktere zu sehen. Es ist ohngefähr eines Fingers dick und gemeinlich mit braunem oder gelbem Firnis überstrichen. In der Mitte ist ein Magnetzünglein, welches aber an dem Nordende keine Lilien oder Häklein hat, sondern ist zum Unterscheid des Süderendes mit roter Farbe angestrichen. Rings um das Magnetzünglein sind auf der Fläche vier Zirkel, deren jedweder in gewisse Spezies, in welchen alle absonderliche Charaktere geschrieben stehen, geteilet ist.

Der erste und kleinste Zirkel ist in acht Teile geteilet: vier bezeichnen die vier

Plagos mundi als Mitternacht, Mittag, Morgen und Abend; die anderen vier Himmel, Erde, Berge und Winde.

Der andere Zirkel hat vierundzwanzig Spezies und Charaktere, aus welchen Glück und Unglück prognostiziert wird. Der dritte Zirkel besteht auch in vierundzwanzig Teilen oder Charakteren, welche Tag und Nacht in vierundzwanzig Teile teilen, den Anfang nehmend von Mitternacht. Daraus stellen sie des Menschen Nativität und wozu er vorsehen.

Der vierte und größte Zirkel hat gleichfalls vierundzwanzig Teile und ebensoviel

Charaktere. Daraus erkundigen sie die Tage und Stunden, ob sie zu ihren Handlungen glücklich oder nicht, wie lange der Mensch leben und welchen Todes er sterben solle, auch wo endlich ein toter Körper hin zu begraben sei, damit er sanft ruhen und nicht etwan wie ein Gespenst erscheinen möge.

